

Erich Guntli

**David – durch das Versagen
zur Gottesbeziehung**

Clara Moser Brassel

**«Ich will euch geben,
was recht ist»**

R.-katholische Radiopredigt David – durch das Versagen zur Gottesbeziehung Pfarrer Erich Guntli Kath. Pfarramt Pfrundgutstrasse 5, 9470 Buchs	3
Evangelische Radiopredigt «Ich will euch geben, was recht ist» Clara Moser Brassel, Pfarrerin Hauptstrasse 60, 4133 Pratteln	9

ISSN 1420-0155

Herausgeber: Katholischer Mediendienst, Bederstrasse 76, 8027 Zürich,
und Reformierte Medien, Badenerstrasse 69, Postfach, 8026 Zürich.
Alle Rechte, auch die des auszugsweisen Nachdruckes, der fotografischen
und audiovisuellen Wiedergabe sowie Übersetzungen bleiben vorbehalten.

Bestellungen und Versand:

Kanisius Verlag, Radiopredigt, Postfach 880, CH-1701 Freiburg,
Telefon: 026 425 87 40, Fax: 026 425 87 43, E-Mail: verlag@canisius.ch.
Erscheint wöchentlich. Einzelpreis sFr. 5.–. Abonnement-Versand monatlich.
Jahresabonnement zirka 90 Predigten in 45 Broschüren, sFr. 52.–;
übrige europäische Länder: € 38.50 bzw. sFr. 56.– (inkl. Porto);
Übersee: € 40.50 bzw. sFr. 59.– (inkl. Porto).

Herstellung: Kanisiusdruckerei AG, CH-1701 Freiburg.

David – durch das Versagen zur Gottesbeziehung

I

Ich hab's noch nicht geschafft, liebe Hörerinnen und Hörer – ich bin immer noch Raucher. Werde ich mit einer Zigarette erwischt, fragt man mich oft: «Darf denn ein Pfarrer rauchen?»

Vor einigen Jahren, da wurde in einem Gottesdienst die Orgel zusammen mit einem Saxophon gespielt. Bei der Probe kam entsetzt eine Frau zu mir und meinte: «Das Saxophon ist kein Instrument für die Kirche. Das ist ein erotisches Instrument. Das ist doch nicht erlaubt!»

Ist es erlaubt, ist es verboten? Darf man, darf man nicht? Mir scheint, die Kirche wird oft wahrgenommen als die Institution, die sagt, was man darf und was nicht.

Zwar sind die Zeiten schon längst vorbei, als im Sommer bei unsicherer Wetterlage von der Kanzel herab verkündet wurde, ob das Heu eingebracht werden dürfe oder nicht. Doch der Ruf ist der Kirche haften geblieben: Hier wird gesagt, was man darf und was nicht. Religion wird mit Moral gleichgestellt.

Und so wird denn gefordert, die Kirche habe eine Versammlung von Saubermännern und Reinemachefrauen zu sein, strahlend perfekt. Wehe, wenn dem nicht so ist!

Gewiss – die Einheit mit Gott, damit Frieden, Gerechtigkeit, Harmonie unter den Menschen – das ist das erklärte Ziel der Kirche, das Ziel aller Religionen.

Doch eben, es ist das Ziel, die Vollendung.

Doch bis dahin sind wir noch unterwegs. Unterwegssein bedeutet nicht immer, den Pfad der Tugend beschreiten. Wer unterwegs ist, kann sich auch verirren. Wer von den Kirchenmitgliedern und andern Religionsangehörigen verlangt, sie hätten immer und jederzeit perfekte Tugendbolzen zu sein, der überfordert sie glattweg. Wir alle sind unterwegs auf Erden, noch nicht am Ziel bei Gott, unvollkommen, noch nicht vollkommen.

II

Ehrenhaft und edel handeln, das ist sicher etwas Gutes. Und wie solches ehrenhaftes Handeln aussehen kann, davon wird im 26. Kapitel des 1. Buches Samuel berichtet. Es ist eine Geschichte des Königs David. Besser gesagt: David ist noch gar nicht König. Er steckt mitten in der Auseinandersetzung mit Saul, der eifersüchtig seinen Rivalen bekämpft.

Krieg führen macht müde. Eines Nachts fällt Saul im Lager in Tiefschlaf, ebenso neben ihm sein Heerführer Abner. David schleicht sich ins Lager. Neben Saul steckt sein Speer im Boden. Davids Begleiter Abischai macht den Vorschlag, Saul auf der Stelle zu durchspiessen. David winkt ab. Stattdessen packt er den Speer und den Wasserkrug Sauls und schleicht sich davon.

Aus Distanz, in weiterer Entfernung, da ruft David in Sauls Lager hinein: *«Seht her, hier ist der Speer des Königs. Einer von den jungen Männern soll herüberkommen und ihn holen. Der Herr wird jedem seine Gerechtigkeit und Treue vergelten. Obwohl dich der Herr heute in meine Hand gegeben hatte, wollte ich meine Hand nicht an den Gesalbten des Herrn legen.»*

David, aus Respekt vor Gott und Saul, der ja noch immer die Königswürde hat, verzichtet auf die Gelegenheit, Saul umzubringen. Nicht durch Rachegeleüste soll Saul sterben, sondern dann, wenn Gott es für ihn bestimmt hat.

David ist gewissermassen eine Illustration dessen, was Jesus in der Überlieferung des Lukasevangeliums sagt: *«Liebt eure Feinde; tut denen Gutes, die euch hassen. Segnet die, die euch verfluchen; betet für die, die euch misshandeln.»* (Lk 6, 27)

David zeigt sich hier von seiner besten Seite. Grossmütig verschont er seinen Rivalen Saul. Der Respekt vor Gott führt zu einer respektvollen Behandlung seines Feindes.

Eine vergleichbare Geschichte wird im 24. Kapitel des 1. Buches Samuel berichtet. In einer Höhle versteckt sich David vor seinem Gegner. Da tritt Saul ausgerechnet in diese Höhle, um seine Notdurft

zu verrichten. Klammheimlich schneidet David unterdessen ein Stück von Sauls Mantel ab. Erst wie Saul die Höhle verlassen hat, zeigt David seinem König und Rivalen das Stück Mantel, und dies erst noch mit schlechtem Gewissen, denn damit hat er die Ehre des Königs verletzt.

Pickt man diese Geschichten aus dem 1. und 2. Buch Samuel raus, dazu noch die Psalmen und andern grossen Taten Davids, dann könnte man ihn wirklich als Strahlemann bezeichnen, als tugendhaftes Vorbild, als Mensch, der konsequent auf Gottes Spuren folgt.

III

Doch auch David ist noch auf dem Weg. Auch er ist noch nicht vollkommen. Auch er hat, wie man sagt, seine Schattenseiten.

Wer kennt sie nicht, die Geschichte von Batseba? Auf dem Dach des Nachbarhauses entdeckt David eine schöne Frau beim Bade. Die will er haben, die muss er haben. Und er bekommt sie auch. Sie wird schwanger. Um die Geschichte zu vertuschen, schickt er Urija, den Mann Batseebas, in den Tod.

Erst der Prophet Natan bringt ihn zur Besinnung, was er da angerichtet hat.

Wie David auf der Höhe seiner Macht ist, da will er Gott, seinem Herrn einen Tempel bauen. Noch einmal tritt der Prophet Natan im Namen Gottes auf und stellt die Frage, wer denn da wem ein Haus bauen soll. Natan führt David vor Augen, wie Gott es war, der ihn vom Hirtenknaben zum König machte. «Und du willst mir ein Haus bauen?» – fragt Gott durch Natan.

Wie es mit David langsam bergab geht, veranstaltet er eine Volkszählung. Er will wissen, wie es um seine Stärke steht. Das Vertrauen auf Gottes Macht ersetzt er durch das Vertrauen auf die Stärke seines Volkes. Der Prophet Gad legt ihm dann die Strafe vor. David kann wählen zwischen Hungersnot, Krieg oder Pest.

Hier kommen Seiten von David zum Vorschein, die nicht einfach durch moralische Vorschriften in Griff zu kriegen sind – «Du darfst nicht ... du sollst nicht!»

Ist der Hormonsturm erst einmal in Gang gesetzt, wie beim Anblick der schönen Batseba auf dem Dach des Nachbarhauses von David, da ist mit moralischen Appellen nicht mehr viel zu machen. Da werden vitale Kräfte freigesetzt, welche nicht einfach mehr durch die Vernunft gesteuert werden können.

Davids Wunsch, Gott einen Tempel zu bauen, mag ja ein recht frommer Wunsch sein. Aber versteckt sich nicht hinter manchen frommen Wünschen der Wunsch, Gott in den Griff zu bekommen? Es gibt nicht nur eine körperliche Begierde, sondern auch eine spirituelle Begierde. Man möchte sich Gott gefügig machen. Die religiöse Begehrlichkeit kleidet sich in einen frommen Deckmantel.

Neben den vitalen und spirituellen Gelüsten treiben uns auch noch Machtgelüste herum, wie sie sich bei der Volkszählung Davids zeigen.

Begierden, ob körperliche oder geistige, Machtgelüste – sie lassen sich nicht einfach in den Griff bekommen durch ein Verbot: «Das ist nicht erlaubt!»

Wer machte nicht schon die Erfahrung, dass er genau wusste, was nicht erlaubt ist, und doch trieb es ihn an, es doch zu tun?

Als Paradebeispiel kann gelten, worüber auch David gestolpert ist – die Sexualmoral. Betreiben wir keine Augenwischerei. Nach katholischer Lehre, wie sie festgehalten ist im Katechismus, ist nichts erlaubt, ausser es geschieht in der Ehe. Alles ist schwere Sünde, ausser es geschieht in der Ehe.

Ich frage mich schon, ob sich nicht die Hälfte der Katholiken in schwerer Sünde befinden.

Aber eben – erlaubt oder nicht erlaubt – diese moralischen Forderungen greifen nur bedingt. Sie sind eine Kopfgeburt, die gerne vergessen lassen, dass der Mensch eben mehr als Kopf ist.

Dass Frieden besser ist als Krieg, das ist wohl für jeden vernünftigen

Menschen einsichtig. Das 5. Gebot der Bibel – Du sollst nicht morden! – müsste eigentlich zur Friedenssicherung reichen. Ein Blick in die Tagesnachrichten genügt um zu sehen, dass es nicht genügt.

IV

Schau ich auf die Geschichten Davids, nicht auf jene, wo er vorbildlich handelt, dann muss er die Konsequenzen seines Verhaltens, seines Fehlverhaltens bis zum bittern Ende tragen.

Durch die Volkszählung möchte er seine Macht und Stärke ausloten. Als Konsequenz wird sein Volk dezimiert. David hat die grausame Wahl zwischen Hungersnot, Krieg oder Pest. Er hat die grausame Wahl, zwischen drei Übeln wählen zu müssen.

Wie David dem Todesengel zusehen muss, da kommt er zur Einsicht: *«Ich bin es doch, der gesündigt hat; ich bin es, der sich vergangen hat. Aber diese, die Herde, was haben denn sie getan? Erheb deine Hand gegen mich und gegen das Haus meines Vaters!»* (1 Sam 24,17)

Ganz ähnlich ist es bei seinem Verhältnis mit Batseba. Er lebt mit ihr seine vitale Lebensenergie aus, so sehr, dass sie für Batsebas Mann Urija tödlich ist. Erst wie ihm der Prophet Natan seine Untat vor Augen führt, kommt David zur Einsicht: *«Ich habe gegen den Herrn gesündigt.»* (2 Sam 12,13) Doch David muss die Konsequenz seiner Schuld tragen. Das Kind stirbt.

Ein wunderschönes Zeugnis des Schuldbekenntnisses von David ist der 51. Psalm. Dieser Psalm ist ein beredetes Zeugnis dafür, was es heisst, zur eigenen Schuld stehen.

Überhaupt – in allem Versagen noch bleibt David ein Vorbild. Wie er zur Einsicht kommt oder besser gesagt, zur Einsicht gebracht wird, da schiebt er die Schuld nicht ab. Nicht die Verhältnisse sind schuld, auch nicht die Gesellschaft. David gehört nicht zu denen, welche die Schuld auf die andern abschieben.

Darin besteht seine Grösse: er steht zu seiner Schuld, voll und ganz. Und er trägt die Konsequenzen.

Und noch etwas fällt mir auf. Durch die Sünde wird die Beziehung von David zu Gott intensiver. Man lese nur einmal den 51. Psalm durch. David spricht all die Dimensionen seiner dunklen Seite aus und beklagt sie. Dadurch wächst aber auch das Vertrauen in die Barmherzigkeit Gottes. Es wächst das Vertrauen in jene Barmherzigkeit, welche für uns Christen am Kreuz Jesu sichtbar wird.

Viele Menschen, so meine ich beobachten zu können, zerfleischen sich beinahe an ihrem schlechten Gewissen. So sehen nur noch, dass sie etwas getan haben, was nicht erlaubt ist.

Gewiss ist der Pfad der Tugend ein Weg hin zu Gott. Aber wie viele sind denn schon so begnadet, dass sie immer diesen Pfad der Tugend gehen können?

Das ist es, was mich an David immer wieder fasziniert. Es wurde ihm geschenkt, dass er tugendhaft handeln konnte, wie er gegenüber Saul handelte. Doch hatte er auch Schattenseiten. Die Konfrontation mit der eigenen dunklen Seite führte ihn zu einer weitaus intensiveren Beziehung zu Gott. Mitten in der Schuld erfährt David Gottes Barmherzigkeit und verzeihende Grösse.

«Seid barmherzig, wie es auch euer Vater ist!» sagt Jesus in der Überlieferung des Lukasevangeliums. Wie letztlich unbegreifbar barmherzig der Vater ist, zeigt sich durch Jesus am Kreuz.

Die Liebe des Vaters, die sich durch Jesus am Kreuz gezeigt hat, unterwandert die Fragestellung – «Ist es erlaubt oder nicht?»

Moral ist zwar vernünftig, doch sie scheitert an der Schwäche des Menschen. Doch gerade dann, wenn ich an meiner Schwäche scheitere, wird mir vom Kreuz her zugesagt: Du bist trotzdem geliebt, ja, du bist gerade darum geliebt, weil du schwach bist. Das Leben spürt, so wie es ist – und ihm eine Stimme gibt – eine liebevolle, heilende und erlösende Stimme – für euch selber und für andere.

«Ich will euch geben, was recht ist»

Der Spruch gefällt mir:

«Stell dir vor: Es ist Krieg und keiner geht hin.»

Und ich spiele mit diesen Worten weiter.

Stell dir vor: Es ist Frieden und alle gehen hin und öffnen sich ihm.

Stell dir vor: Für gleiche Arbeit gibt es den gleichen Lohn – für Frauen und Männer – für Schnelle und Langsame. Oder noch mehr.

Stell dir vor: Alle haben den Lohn, mit dem sie gut leben können?

Stell dir vor: Friede auf Erden und den Menschen ein Wohlgefallen.

Wie Jesus sich das vorstellt? Dazu hat er eine Geschichte erzählt. Darüber, wie er sich Frieden vorstellt – das Reich des Friedens. Und es ist gar nicht so einfach dahin zu gehen. Sein Friede ist nicht ein harmonisches Traumbild – kein Friede, Freude, Eierkuchen. Sein Frieden ist uns eine Herausforderung, die uns auch verwirren kann.

Hören wir auf den Text des Gleichnisses vom Weinbergbesitzer.

Das Gleichnis vom Weinbergbesitzer

(Matthäusevangelium 20,1 – 16)

«Das Reich der Himmel gleicht nämlich einem Weinbergbesitzer, der gleich am frühen Morgen hinausging, um Arbeiterinnen und Arbeiter in seinem Weinberg einzustellen. Nachdem er mit ihnen den üblichen Tageslohn, einen Denar vereinbart hatte, schickte er sie in den Weinberg. Und als er um die neunte Stunde hinausging, sah er andere Leute auf dem Marktplatz herumstehen und er sagte zu ihnen: «Geht auch ihr in den Weinberg, Ich werde euch geben, was recht ist.» Sie gingen hin. Als er aber um die zwölfte und die dritte Stunde abermals hinausging, machte er es ebenso. Als er um die fünfte Stunde hinausging, fand er die Letzten, die herumstanden, und sprach zu ihnen: «Was seid ihr den ganzen Tag herumgestanden – ohne Arbeit?» Sie antworteten: «Niemand hat uns eingestellt.» Da sprach er zu ihnen: «Geht auch ihr in den Weinberg.»

Als es Abend geworden war, sagte der Weinbergbesitzer, zum Verwalter: «Ruf die Arbeiterinnen und Arbeiter und zahl den Lohn aus. Fang bei den Letzten an bis hin zu den Ersten.» Und als die kamen, die um die fünfte Stunde eingestellt wurden, erhielten sie je einen Denar. Und als die ersten kamen, meinten sie, dass sie mehr erhalten würden. Doch sie bekamen auch je einen Denar. Und als sie den Lohn entgegennahmen, schimpften sie über den Weinbergbesitzer und sagten: «Diese Letzten haben nur eine Stunde gearbeitet, und du hast sie uns gleichgestellt, die wir die Last des ganzen Tages und der Hitze trugen.» Der Weinbergbesitzer antwortete und sprach zu einem von ihnen: «Freund, ich tue dir kein Unrecht. Hast du nicht einen Denar mit mir vereinbart? Nimm das Deine und geh. Ich will nun einmal den letzten das Gleiche geben wie dir. Ist es nicht erlaubt, dass ich mit meinem Besitz mache, was ich will? Bist du verärgert, weil ich grosszügig bin?»

So werden die Letzten die Ersten sein, und die Ersten die Letzten.»

«Ich will euch geben, was recht ist.»

Was ist nun in dieser Geschichte geworden, aus dem Reich des Friedens? Ein Reich der Himmel, in das wir uns zurücksehnen, wie wenn es das Paradies wäre, das wir verloren haben. Nein.

Im Gleichnis sind die Menschen nicht glücklich und erfreut, wie wir erwarten könnten, sondern durcheinander. Genau so, wie die scheinbar feste Ordnung, die von Jesus durcheinander gebracht wird und die er mit dem Satz buchstäblich auf den Kopf stellt: «So werden die Letzten die Ersten sein, und die Ersten die Letzten»,

Den Zuhörerinnen und Zuhörern zur Zeit Jesu war es vertraut, dass ein Weinbergbesitzer morgens seine Arbeiterinnen und Arbeiter auf dem Marktplatz sucht. Befremdend war, wie oft der Weinbergbesitzer diesen Gang wiederholt, sogar noch abends um die fünfte Stunde. Denn ein Arbeitstag dauerte normalerweise von morgens früh, wenn es hell wird, bis abends spät, wenn es eindunkelt. Mir fällt auf, dass keine Gründe genannt werden, warum die Arbeitenden erst später auf den Marktplatz kommen. Fantasien mit und ohne Wertungen steigen auf. Waren es Faulpelze, Arbeitsscheue, hatten sie einen weiten Weg gehabt

oder mussten sie zuerst noch die Kinder, die alten Eltern, versorgen? Dem Weinbergbesitzer ist das egal. Er fragt nicht danach. Er will allen die Chance bieten, in seinem Weinberg zu arbeiten. Was nun den Lohn betrifft, so ist es wichtig zu wissen, dass ein Denar etwa das war, was man zum Leben brauchte. Ein fairer Lohn also.

Mit den ersten Arbeitern, denjenigen, die am längsten arbeiten würden, handelte er diesen Lohn aus. Mir fällt auf, dass es bei den später Eingestellten nur heisst: «Ich will euch geben, was recht ist.» Was aber ist «recht»?

Am Abend werden die Arbeitenden ausbezahlt. Was mich zunächst erstaunt hat, ist die Reihenfolge, in welcher der Lohn ausbezahlt wird. Zuerst kommen jene, die erst am Abend um die fünfte Stunde eingestellt worden waren. Sie erhalten einen Denar, den ganzen Tageslohn. Sie sind überrascht. Sie kennen im Leben nur das: ich bin, was ich leiste. Ich bin immer der Letzte.

Einer denkt anders

Dem wird etwas anderes entgegengesetzt:

Auch du brauchst, wie jeder Mensch, einen Denar zum Leben. Vielleicht spüren sie: Auch ich bin wertvoll. Doch ich kann mir auch vorstellen, dass ihnen in der neuen Rolle nicht recht wohl ist. Können sie sich freuen, es annehmen und geniessen? Sätze kommen mir in den Sinn, von bescheidenen Menschen, meist Frauen, selbstlos, bis zum unwohl Werden: Das wäre nicht nötig gewesen. Machen sie sich wegen mir keine Umstände.

Ganz Anderes geht in den Arbeitenden vor, die seit morgens früh geschuftet haben: Hoffen die Langarbeiter auf mehr? Träumen sie schon, was sie mit dem Geld machen wollen? Es ist doch gerecht, wenn ich mehr bekomme, ich habe mehr gearbeitet als die anderen. Mit dem Geld könnte ich mir neue Schuhe kaufen, oder ich könnte es sparen – und wenn das so weiter geht, dann könnte ich mich selbstständig machen, habe meinen eigenen Weinberg, ein regelmässiges Einkommen...

Doch alle Arbeitenden bekommen den vereinbarten Lohn von einem Denar. Die ersten, die Langarbeiter, wären rundum zufrieden gewesen,

wenn die letzten Kurzarbeiter nicht den gleichen Lohn bekommen hätten. Jetzt aber sind die Ersten enttäuscht. Sie rechnen und vergleichen. Sie begehren auf. Du behandelst uns ungerecht, wir sind nicht alle gleich. Der Weinbergbesitzer hält ihnen entgegen: «Ich tue Dir kein Unrecht an. Du erhältst einen Denar, wie abgemacht. Nimm das Deine und geh. Ich will nun einmal den Letzten das Gleiche geben wie dir.» Darf der Weinbergbesitzer mit seinem Geld nicht machen, was er will? Darf er nicht grosszügig und grossherzig sein? Die Langarbeiter sind durcheinander. Vielleicht auch beschämt. Denn sie merken: So grosszügig sind sie nicht. Hier denkt einer ganz anders. Ich könnte sagen, hier denkt einer das Prinzip des Himmels auf Erden.

Ein gewöhnungsbedürftiger Himmel?

Und ich merke, liebe Hörerin, lieber Hörer: In diesem Himmel müsste ich mich zuerst eingewöhnen. Umdenken, mich neu orientieren. Nicht mehr vergleichen und rechnen. Keine Gewinnmaximierung anstreben, kein «immer mehr», «immer noch besser». In diesem Himmel haben nicht alle alles, im Überfluss.

Er ist kein Schlaraffenland, kein Paradies, in dem Milch und Honig fliesst. Auch hier muss gearbeitet werden. Aber dabei gelten andere Massstäbe. Gerechtigkeit entsteht in diesem Himmel nicht einfach, indem ich alles mit dem gleichen Massstab messe und vergleiche. Der Himmel, wie ihn Jesus im Gleichnis umschreibt, funktioniert anders: Es setzt eine neue Haltung voraus. Fragen drängen sich auf:

Wer würde dann am nächsten Tag freiwillig wieder am morgen früh arbeiten gehen? Wäre das nicht dumm?

Himmelliche Arbeit ist anders: jeder tut, was er oder sie kann, setzt sein Talent ein für die Arbeit im Weinberg: Solidarisch und selbstverständlich, damit alle zu leben haben.

Mich erinnert das an unsere Sozialwerke – alle haben ein Recht auf einen Denar – AHV, IV, Fürsorge und hoffentlich endlich einmal auch eine faire Mutterschaftsversicherung. Damit alle zum Leben haben. Ein Stück Himmel auf Erden? Ja, ein Stück Himmel auf Erden, das wir bewahren und ausbauen müssen, heute, wenn die Schere zwischen Arm und Reich immer grösser wird, mehr denn je.

Der Weinbergbesitzer beginnt deshalb bei den Letzten, bei denen die Not am grössten ist. Bei jenen, die von einem Bruchteil eines Denar nicht überleben könnten. Bei den Erniedrigten und Geringsten. Sie brauchen Be-achtung, sie brauchen Geld um zu essen. Einen ganzen Denar. Sie brauchen Hoffnung auf Leben und konkrete Gerechtigkeit. Sie brauchen die Erhöhung, die Maria im Magnifikat besingt: Die Erniedrigten erhöht er, die Mächtigen wirft er vom Thron.

Vom Geschmack des Himmels

Liebe Hörerin, lieber Hörer,

so werden die Letzten die Ersten sein und die Ersten die Letzten.

Dieser Satz will nicht die Ersten verurteilen. Er will aufrufen, ja werben für eine Solidarität mit den Letzten. Wir sollen die Ersten sein, denen es nicht egal ist, wie die Schwächsten, die Letzten leben. Sie mit hinein nehmen und nicht ausgrenzen, so wird der Geschmack des Himmels herausgelockt.

Stell dir vor, wir machen uns auf, den Himmel auf Erden zu suchen. Und wir finden ihn da: Wir brauchen keine Angst zu haben, dass wir zu kurz kommen. Wir können aufhören, immer mit anderen zu vergleichen. Den Himmel auf Erden, stell dir vor: Ein neuer Mensch, der andere nicht mehr auszugrenzen oder zu kreuzigen braucht, mit den Nägeln des Neides, der Angst. Stell dir vor: Wir reden und handeln gerecht nach dem Geschmack des Himmels.

Ich weiss, das ist ein Traum, eine Sehnsucht. Aber für mich ist es auch die Kraft, die diese Welt aushaltbar und veränderbar macht. Und ich wende mich mit vielen anderen an die Wurzel dieser Kraft, an Gott. Gott, du Wurzel der Gerechtigkeit.

Wir sind deine ganz verschiedenen, gesegneten Menschenkinder, deine Kurz- und Langzeitarbeitenden.

Wir brauchen deine Gerechtigkeit, die Leben schenkt, dein weites Herz, voller Liebe.

Ohne Wenn und Aber.

Es ist gar nicht so einfach, den Weg in den Himmel zu gehen.

Ich muss mich verändern, umdenken, mich überwinden.

Deine Logik der Liebe fordert mich heraus.

Oft bin ich gefangen auf Erden – im Rechnen und Neiden,
aber die Weite des Himmels reizt mich.

Ja ich sehne mich danach.

Wir möchten einander gerecht werden und vertrauen, lieben und uns
freuen. Trotz allem.

Wir danken dir Gott,
dass wir den Geschmack des Himmels immer wieder riechen können.
Das stärkt.

Amen.

Bitte beachten:

Die Predigt der Direktübertragung des Oekumenischen Gottesdienstes vom 29. Februar aus Lyss erscheint in gedruckter Form nicht in der vorliegenden Reihe.

Nur vier gute Gründe, die Radiopredigt zu abonnieren:

- wenn Ihnen eine Predigt gefallen oder geholfen hat, können Sie sie so immer wieder zur Hand nehmen;
- wenn Sie die Sonntagspredigten nicht regelmässig hören können, hilft Ihnen ein Abonnement, keine davon zu verpassen;
- wenn Sie jemandem eine dauerhafte und sinnvolle Freude machen wollen, dann schenken Sie ihm ein Abonnement;
- wenn Sie Anregung und Hilfe für Ihre eigenen Predigten suchen, kann Ihnen die Radiopredigt behilflich sein.

Jährlich erscheinen ca. 90 Predigten in 45 Broschüren (Format A5), als Abonnement für jährlich nur Fr. 52.–, aber auch eine einzelne Broschüre (2 Predigten) können Sie zum Preis von Fr. 5.– bestellen. (Zahlung in bar oder per Einzahlungsschein). Die Preise für das europäische Ausland und Übersee sind dem Impressum zu entnehmen.

Hiermit bestelle ich
_____ (Geschenk-)Abonnement der Radiopredigt Fr. 52.–

**Für Abonnemente erhalten Sie einen NEUEN Einzahlungsschein.
Zahlen Sie das Abonnement erst NACH Erhalt unserer Rechnung!**

Empfängeradresse:

Name, Vorname:

Strasse:

PLZ, Ort:

Rechnungsadresse:

Name, Vorname:

Strasse:

PLZ, Ort:

Datum, Unterschrift:

Bestellschein einsenden an:

Kanisius Verlag, Radiopredigt, Postfach 880, CH-1701 Freiburg

Machen Sie (sich) eine Freude!